

Nur ein Bürstenbinder

Autor(en): **Diggelmann, Walter M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 24

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nur Herr Küstrin blieb misstrauisch. Er war ein knochiger und höckriger Mann mit einem komischen Kinn. Keine Schönheit. Aber er hatte gescheite Augen, die aus einem Netz von Runzeln und Sommersprossen herausschauten.

«Eine Fliegerin?» sagte er. «Ich bitte Sie. — Sie sieht eher wie ein Mannequin aus, aber nicht wie jemand, der mit Motoren umzugehen versteht.»

Und da er seine Zweifel überall wie Federbälle ins Gespräch warf und das menschliche Gemüt sensationslüstern und eifersüchtig auf den Erfolg der anderen ist, forderten wir ihn auf, Madame Jolantha einem Examen zu unterziehen. Schliesslich ist es kein angenehmes Gefühl, düpiert zu werden.

Und dann, während draussen der Regen trübsinnig herniederrieselte, und wir alle um Madame Jolantha herum hockten, begann Herr Küstrin, der selbst bei der Fliegertruppe gedient hatte — sein Brevet gestattete darüber keine Zweifel — erst vorsichtig, dann aber mit aller Offenheit eine Art Verhör anzustellen. Allein, Madame Jolantha steuerte — gewissermassen vor unseren Augen — ihre Maschine von der Piste zum Himmel empor und durch Unwetter, Wolken und Nebel zum sicheren Port. Sie verstand die internationale Fliegersprache, wusste mit Radar Bescheid, mit Blindflug und Landung bei unsichtigem Wetter. Kannte die Flughäfen wie unsereins die Haltestellen der Tram, und den Motor bis in seine intimsten Geheimnisse.

Es wurde ein wahrer Triumph, und von da an streuten wir Madame Jolantha Rosen, trugen sie — sinnbildlich natürlich — auf Händen, und sie verbrachte die Zeit bis zu ihrer Abreise wie eine Königin von Saba, und wir alle waren ihre ergebene Vasallen.

Sie ging, wie sie gekommen war. Verbeugte sich vor dem rauschenden Beifall, verschwand von der Bühne und liess uns traurig zurück.

Anderntags traf ich Herrn Küstrin auf der Seepromenade, wie er barhäuptig mit zufriedener Miene sein Gesicht dem Wind entgegenhielt.

«Ich bin froh, dass sie fort ist», sagte er.

«Wer?» — Madame Jolantha?»

Er nickte und fuhr seufzend fort: «Voriges Jahr war sie Forschungsreisende, davor Kapitän eines Mittelmeerkutters . . .»

«Ich verstehe nicht.»

«Sehr einfach», erwiderte er. Sie liebt eben be-

wundernde Blicke und neidvolle Augen über alles — es erfrischt sie wie ein Bad.»

Ich stotterte verwirrt irgend etwas, da fasste er mich unter und indessen wir den See entlang gingen, sagte er: «Sie ist eine entzückende Frau, aber eine sehr kapriziöse.» Er lachte: «Du liebe Zeit, sie fürchtet sich vor der Fliegerei, hat nie in einem Flugzeug gesessen. Aber sie hat Phantasie, das müssen Sie zugeben.»

Ich gab es zu. Und nach einer Weile begann er wieder: «Natürlich studieren wir unsere Rollen sorgfältig ein, aber ich bitte Sie — man muss immer auf unangenehme Ueberraschungen gefasst sein, und meine eigentlichen Ferien beginnen erst, wenn alles vorüber ist.» Und seufzend gestand er: «Man hat es nicht leicht als ihr Ehemann, das können Sie mir glauben.»

Ich blickte auf den Dampfer, der soeben Kurs auf Ponte Tresa nahm, auf den Monte Brè, und die Möven, die sich schreiend um ein paar Brocken stritten, und dachte an die Szene, die ich Elisabeth wegen dieser Madame Jolantha gemacht hatte. — Nächstes Jahr, beschloss ich, werde ich ihr einen Pelzmantel schenken, es braucht ja nicht gerade ein Ozelot zu sein . . .

Walter M. Diggelmann

NUR EIN BÜRSTENBINDER

Zeno war das sechste Kind eines Bürstenbinders. Insgesamt waren sie zwölf Kinder, aber unter ihnen war Zeno das bedeutsamste. Er schlug als einziges seinem Vater nach, war auffallend beliebt, hatte borstige rötliche Haare und neigte zur Faulheit. Diese Aehnlichkeit war der Grund dafür, dass ihm der Vater vieles nachsah, wofür er alle anderen ausgiebig zu bestrafen pflegte. Und so wuchs Zeno als fauler und träger Bursche heran. Er prahlte schon früh von Amerika, wohin er auszuwandern sich vornahm, und Amerika war für ihn der Inbegriff des Nichtstuns, des Reichtums und der blendend schönen Frauen. Alle lachten

ihn aus, wenn er damit prahlte, wie er eines Tages eine schöne und reiche Frau heiraten würde. Dabei kaute er Tabak nach Bürstenbinderart und spuckte über die Köpfe seiner Zuhörer auf das Pflaster. Doch je lauter und höhnischer sie lachten, desto mehr verbiß er sich in seine Gedanken, eine reiche Frau zu heiraten. Der Vater war der einzige, der ihn mehr oder weniger behutsam zur Seite nahm und ernsthaft auf ihn einsprach.

«Zeno», sagte er, «du bist nur ein Bürstenbinder, auch wenn du lesen und schreiben gelernt hast. Du wirst als Bürstenbinder leben und als solcher sterben. Wenn du ein fleissiger Bürstenbinder wirst, dann wirst du besser leben, wenn du faul bleibst wie bis anhin, dann wirst du weniger gut leben. Aber sterben wirst du auf jeden Fall als Bürstenbinder. Das bestimmt die Natur und dagegen hast du dich nicht aufzulehnen.»

Zeno hörte sich die weisen Zusprüche seines Vaters an, aber die Worte gingen durch das rechte Ohr hinein und kamen beim linken wieder heraus. Zeno machte sich eines Tages auf und besuchte den Pfarrherrn seines Kirchensprengels. Er verlangte Bücher, damit er sich weiterbilden könne, damit er die Welt besser kennenlerne. Der Pfarrherr gab ihm alle Heiligenlegenden, Bibelauslegungen und Geschichtsbücher. Zeno musste die ersten Bücher buchstabieren, aber dann bekam er Uebung und nach einem Jahr verschlang er Band um Band, so dass der Pfarrherr seine heile Freude an ihm bekam und diese Freude auch Zenos Vater nicht verhehlte. «Er hat's im Kopf», sagte der Pfarrherr. Aber der Vater erwiderte: «In solchen Dingen lasst mich der gescheitere sein; ein Bürstenbinder ist und bleibt ein Bürstenbinder.»

Als Zeno die Bibliothek des Pfarrherrn ausgelesen hatte, borgte er sich Vaters Geldbeutel und Maulesel und ritt in die Stadt. Dort kaufte er sich soviel Bücher als der Maulesel zu tragen vermochte, und er selbst trottete neben dem Tier her. Als dem Vater diese Begebenheit zu Ohren kam, sagte er sich: «Wenn dem Kerl soviel an diesen gelehrten Büchern gelegen ist — wer weiss, er wird noch Stammvater einer neuen Familie, vielleicht wittert er, dass die Welt ohnehin über kurz oder lang keine Bürsten mehr braucht . . .»

Mit allem hatte seine Familie schliesslich gerechnet, sogar damit, dass Zeno eines Tages nach Amerika auswandern und als reicher Mann zurückkehren würde. Aber damit, dass er mit Manila, der Tochter des Bürgermeisters von X. ins Gespräch kommen würde, hatte niemand gerech-

net. Und dennoch war es soweit gekommen, dass Zeno wöchentlich einmal nach X. reiste, um mit Manila ein Gespräch zu führen. Er hatte sie zum erstenmal in der Buchhandlung getroffen, und dort hatten sie ihre gemeinsame Leidenschaft für die Literatur entdeckt. Manila war keine blendend schöne Frau, aber sie war immerhin einzige Tochter des reichen Bürgermeisters. Sie dokumentierte diese Tatsache nicht damit, dass sie sich schöner kleidete als die anderen Töchter, sondern damit, dass sie Bücher las, in die Hauptstadt ins Theater und in die Konzerte fuhr.

Die gemeinsamen Gespräche führten zwei Jahre später zur Ehe zwischen den beiden. Zenos Vater war enttäuscht und fühlte sich von seinem Lieblingssohn übergangen. So wandte sich schliesslich die ganze Familie von ihm ab und niemand erschien zu seiner Hochzeit. Manila aber begann ihren Mann zu erziehen. Sie musste ihm alles das, was er theoretisch schon wusste, auch praktisch beibringen; sie lehrte ihn bei Tisch Gabel und Messer führen und klopfte ihm auf die Finger, wenn er die Essgabel so handhabte, als wäre sie nichts weiter als eine Verlängerung seiner Fingernägel. Sie verbot ihm, die Suppe und den Kaffee zu schlüpfen und mit offenem Mund zu kauen. Sie brachte ihm bei, auf saubere Fingernägel zu achten und den Likör nach Tisch nicht aus Weingläsern zu trinken. Und er war ein aufmerksamer und gelehriger Schüler, was sie damit belohnte, dass er dabei sein durfte, wenn sie an Stelle der früh verstorbenen Mutter mit ihrem Vater die Vermögensgeschäfte besprach.

Die Ehe war glücklich, wenn Manila und Zeno auch kinderlos blieben. Geldsorgen hatten sie keine und den Genüssen des Lebens waren sie zusetzen; sie speisten immer sehr gut und verfügten über einen beträchtlichen Weinkeller. Nur der Arzt war schon früh ein etwas zu häufiger Gast in ihrem Hause; bald fühlte Manila ihr Blut sausen, bald stiess ihr Magen bittere Säfte auf, bald drückte es sie auf der rechten Seite und bald stach es sie auf der linken. Und zehn Jahre nach der Hochzeit verbot ihr der Arzt fetten Schweinebraten. Manila gehochte dem Arzt und Zeno seiner Gattin, die es nicht vertrug, dass er sich weiterhin an fettem Schweinebraten glücklich tat, während sie darauf verzichten musste.

Zwanzig Jahre nach der Hochzeit untersagte der Arzt Manila alle scharfen und salzigen Gerichte, und Manila gehorchte dem Arzt und Zeno gehorchte seiner Gattin. Aber dreissig Jahre nach

der Hochzeit, als der Arzt Manila mit einem frühen Tod drohte, falls sie nicht unverzüglich auf den Wein verzichten würde, schien die Ehe sehr gefährdet; denn Zeno sah nicht ein, warum auch er auf den Wein, den er sehr liebte, verzichten sollte. «Siehst du», warf sie ihm vor, «du bist eben ein Bürstenbinder, von Verzicht und Zucht hast du keine Ahnung. Auch liebst du mich nicht, du liebst mein Geld — oh, dass ich das erst jetzt erkenne!»

Nun hätte sich Zeno ohne Bedenken über die letzten Vorwürfe hinwegsetzen können, doch der Vorwurf, er sei nur ein Bürstenbinder, gab ihm schwer zu schaffen. Und er zählte Manila auf, was ihn von einem Bürstenbinder unterscheidet: Belesenheit, Tischmanieren und der Besitz einer Frau aus gutem Hause. «Oh», schrie Manila, «wie du mit jedem Wort deine Herkunft verrätst!»

«Aber nicht doch», erwiderte Zeno, dem seine Beileibtheit keine wirklichen Zornausbrüche gestattete, «ein Bürstenbinder säuft wahllos Wein in sich hinein, und was mich von diesem unterscheidet, ist die Tatsache, dass ich zwischen einem Macon und einem Moulin à vent einen Unterschied machen kann.»

Die Krise dauerte fünf Tage. Beim Mittagessen des sechsten Tages stellte Zeno sein Weinglas an den Tischrand und verzichtete auf den Wein. Diese Geste, die mehr besagte als die schönsten Worte, rührten Manila zu Tränen und sie gestand, seinen wahren Charakter verkannt zu haben.

«Oder», sagte sie, «weshalb quälen wir uns auch? Lassen wir Arzt Arzt sein.»

Sie musste nicht zu Ende sprechen, Zeno verrät ihre Absicht und er antwortete: «Wenn wir auch für niemand sonst als für uns selbst auf der Welt sind, so lasse ich es dennoch nicht zu, dass du, meine geliebte Manila, mir zuliebe einem frühen Tod entgegengestehst. Ich kann verzichten und ich würde mir nie verzeihen, wenn ich dich zum Weintrinken verführt.»

Und so lebten sie noch weitere zehn Jahre. Doch nach diesen zehn Jahren wurde Manila von einer schweren Krankheit befallen und der Arzt sagte offen, dass sie auf nichts mehr zu hoffen hätte. Als Zeno dies vernahm, war er so erschüttert, dass

auch er von einer schweren Krankheit befallen wurde. Schliesslich mussten beide in das Spital verbracht werden, wo sie laut ärztlicher Diagnose einem frühen Tod entgegengestehen. Eines Tages fühlte sich Zeno seinem Ende nahe und er liess den Arzt kommen.

«Ich weiss», sagte er mit matter Stimme, «ich weiss, dass ich bald abberufen werde. Deshalb bitte ich Euch, Manila mein Geständnis und meine Bitte um Verzeihung zu überbringen. Seht, ich hatte es nicht leicht in den vergangenen zehn Jahren. Ich liebte Manila zu sehr, um ihr weh tun zu können. Aber ich liebte gleichzeitig auch den Wein. Und weil ich deshalb in aller Heimlichkeit allein und allzuhastig trinken musste . . . nun, Ihr wisst, was dabei herausgekommen ist.»

Als der Arzt hinüber kam ins Zimmer, in welchem Manila lag, bedeutete sie ihm, näher zu treten.

«Geht und bittet meinen Zeno um Verzeihung für meine Untat», sagte sie, «ich habe Zeno zu sehr geliebt, um vor seinen Augen dem Wein, den ich auch liebte, zuzusprechen, und so trank ich in aller Heimlichkeit und zu hastig. Versteht, Zeno hätte es niemals geduldet, dass ich entgegen Eurer Anweisung getrunken hätte.»

Zwei Tage später danach schloss Manila die Augen für immer.

«Hat sie mir verziehen?» fragte Zeno zitternd. Der Arzt nickte ernsthaft, ohne ihm Manilas Geständnis zu verraten. Da atmete Zeno laut auf und verlangte seinen Vater zu sprechen. Als der Vater, weisshaarig und mit einem struppigen Bart zu ihm kam, sagte Zeno: «Nun kannst du mir wieder in die Augen sehen. Siehst du, ich bin doch ein Bürstenbinder geblieben. Manila hat immer weit über mir gestanden, und was die Reichen können — nämlich verzichten — das können wir Armen nie — mit dem besten Willen nicht.»

«Nun, nun», antwortete der Vater, «für diese Lehre zahlst du jetzt einen ganz ordentlichen Preis. Aber hoffentlich denkst du das nächste Mal daran.»

Als der Vater gegangen war, schloss auch Zeno seine Augen für immer.